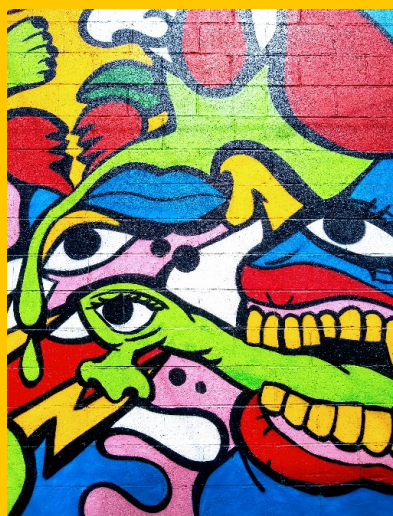


„Antirassismus-Arbeit muss ins Schulcurriculum“

Interview mit Sanchita Basu von Vicky Germain, Janina Rost und Mallika Basu



Sanchita Basu ist Geschäftsführerin von Ariba e.V. und Mitbegründerin von Reachout, einer Beratungsstelle für Betroffene rechter, rassistischer und antisemitischer Gewalt. Sie arbeitet seit vielen Jahren in der politischen und antirassistischen Bildungsarbeit und ist Mitglied bei dem Berliner Netzwerk gegen Diskriminierung an Schulen und Kitas.

Vicky Germain, Janina Rost und **Mallika Basu** sind Projektreferentinnen beim Bundesfachverband umF e.V.

Dieses Interview ist entstanden im Rahmen des BumF-Projekts „Jugendhilfe macht's möglich!“ entstanden. Das Projekt wird durch die Aktion Mensch und die EKD – Evangelische Kirche in Deutschland gefördert.

Sanchita Basu, Sie machen schon seit über 30 Jahren antirassistische Bildungsarbeit, arbeiten in der Beratung mit Betroffenen von rassistischer und antisemitischer Gewalt und entwickeln Empowermentansätze. Wie analysieren Sie die aktuelle Situation für Schwarze Kinder und Kinder of Colour im Schulsystem? Und lässt sich in Hinblick auf die Vergangenheit ein Wandel identifizieren?

Seit den 60er Jahren ist die Bildungslandschaft in Deutschland gleich geblieben. Es hat sich nicht viel verändert. Die Segregation und Separation von Schüler*innen verschiedener Herkunft ist gleichgeblieben. Das sieht man an den Empfehlungen für den Übergang auf die weiterführenden Schulen. Daran, welche Kinder welche Empfehlungen bekommen. Die Zahl der reflektierten Lehrer*innen, die versuchen, etwas zu ändern, ist eher klein. Die rassistische Situation in dem Bildungssystem hat sich fast nicht verändert.

Ein neues gesellschaftliches Bewusstsein dafür kann ich aber identifizieren. Die Menschen nehmen es nicht mehr hin, sie protestieren. Was in den 60er und 70er Jahren die Regel war, wird heutzutage nicht mehr akzeptiert. Eltern haben schon damals für ihre Kinder gekämpft, aber jetzt kriegen sie mehr Unterstützung von u.a. Beratungsstellen. Es gibt Schwarze Menschen und POC (People of Colour), die jetzt in bestimmten Machtpositionen sitzen. Sie versuchen, wo sie auch können, diese Eltern zu unterstützen.

Gibt es im deutschen Bildungssystem Strukturen die Rassismus und anderen Formen von Diskriminierung entgegenwirken?

Es gibt nicht viel. Was es bräuchte, was es aber nicht gibt ist eine rassismuskritische Schule. Zumindest kenne ich in Deutschland keine Schule, die richtig rassismuskritisch ist und gegen Rassismus arbeitet.

Es gibt aber zum Beispiel seit langem „Schule ohne Rassismus“. Ich bin nicht unbedingt ein großer Fan des Konzepts, weil es meines Erachtens nicht die Realität wiedergibt. Wenn eine Gesellschaft rassistisch ist, kann es keine Schule ohne Rassismus geben. Schulen sind keine Insel, sie sind integriert in der Gesellschaft und die deutsche Gesellschaft ist nun mal eine rassistische Gesellschaft. Da brauchen wir nicht drum herum zu reden.

Das Konzept der Schule ohne Rassismus besteht vor allem aus zwei Dingen: einem Antirassismus-Projekttag in der Schule sowie der Zustimmung von 70% der Schüler*innen und Lehrer*innen zu dem Konzept. Danach kriegen sie das Zertifikat „Eine Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage“.

Ich gebe hier ein Beispiel: Wir haben mal einen Workshop im Rahmen von dem Projekt in einem Gymnasium durchgeführt. Die Schüler*innen wollten von sich aus einen weiß-

Sein Workshop machen. Die Klasse war komplett weiß, das war in einer sogenannten Eliteschule. Wir haben aber sehr schnell gemerkt, dass sie überhaupt kein Verständnis vom weiß-Sein hatten.

Das Problem liegt in dem, was Schüler*innen in der Schule lernen. Die Schüler*innen hatten sowohl im Geschichts-Unterricht als auch im Deutsch-Unterricht über Kolumbus gelesen. In dem Workshop haben wir Kolumbus als positive Figur hinterfragt, aber die Schüler*innen sagten, da gäbe es nichts zu kritisieren, er habe Amerika entdeckt. Sie haben es so dargestellt: Die Engländer*innen haben das erste Schiff entwickelt und dadurch waren die Europäer*innen viel weiter als andere Länder. Daher muss man Kolumbus als Entdecker der neuen Welt positiv betrachten.

Diese Schüler*innen lernen also, dass es bei der Geschichte um Kolumbus kein Problem gibt, dass man den „Entdeckungstag“ feiern muss, dass die Europäer*innen das Land entdeckt haben und deswegen das Recht hatten, auch andere Völker zu erobern.

Als meine Kollegin versucht hat, einen kritischen Blick auf die Geschichte zu werfen, wurden die Schüler*innen sehr aggressiv und defensiv. Ein Junge sagte, er habe Leistungskurs Deutsch und würde wohl wissen, was die Geschichte sei. Das war in einer 11. Klasse. Das hat sich in einer „Schule ohne Rassismus“ ereignet.

Wir machen oft solche Erfahrungen bei Projekttagen für „Schule ohne Rassismus“. Das Projekt geht nicht auf. Antirassismusarbeit darf nicht ausschließlich von außen kommen, sondern muss Teil des Schulalltags sein und muss in Schulbüchern thematisiert werden. Solange das nicht existiert, gibt es auch keine rassismuskritische Schule.

Wie sieht Antidiskriminierungsarbeit in der Schule im deutschen Bildungssystem aus?

Antidiskriminierungsarbeit in der deutschen Schule gibt es wie gesagt so gut wie gar nicht. Es fängt schon damit an, dass es sehr wenige Lehrer*innen gibt, die nicht weiß sind. Die weißen Lehrer*innen haben meisten kein Interesse, über Rassismus zu reden. Außer es gibt einen konkreten Anlass in ihrer Klasse, der sie manchmal dazu bewegt, externe Expertise zu diesem Thema zu ersuchen.

Es gibt einige Initiativen, die Schulbücher untersuchen und dann Empfehlungen geben, mehr können sie auch nicht machen. Diese Empfehlungen werden sehr selten angenommen.

Es gibt wenige Schulbücher, deren Inhalte nicht rassistisch sind. Alleine nicht-rassistisch ist nicht genug. Schulbücher müssen eigentlich antirassistisch sein, aber nicht mal nicht-

rassistische Schulbücher gibt es. Auch Arbeitsblätter, mit denen gearbeitet wird, sind oft rassistisch. Wir haben einige analysiert, die sind sehr veraltet. Das deutsche Bildungssystem, tut mir leid es zu sagen, ist provinziell.

Wem begegnen Sie in Ihrer Beratung? Mit welchen Schwierigkeiten kommen Familien, Schüler*innen oder Fachkräfte zu Ihnen in die Beratung?

Die meisten Menschen, die zu mir in die Beratung kommen, sind Eltern. Sie sind aus allen möglichen Schichten. Schwarze und POC Eltern mit unglaublichen Geschichten. Seltener sind es Schüler*innen. Einige Male hatten wir sogar Lehrer*innen in der Beratung. Eine Lehrerin kam, weil eine Schwarze Schülerin versucht hat, sich das Leben zu nehmen. Neben der Lehrer*in hat auch der schulpsychologische Dienst das Mädchen sehr unterstützt. Dass es solche Lehrer*innen auch gibt, macht mich sehr hoffnungsvoll. Diese Geschichte ist grade so interessant, weil sie deutlich macht, wie mächtig die Schule und das Bildungssystem sind.

Sie haben sehr viel Macht über das Leben der Kinder.

Ein*e Lehrer*in kann sich jederzeit an das Jugendamt wenden, wenn der Verdacht vorliegt, dass etwas nicht stimmt. Oft basiert dieser Verdacht bei Familien mit Schwarzen und POC Kindern und bei Familien aus osteuropäischen Ländern auf rassistischen oder diskriminierenden Vorurteilen. Es geht in diesen Fällen nicht um Unterstützung für die Familie, sondern eher um Kontrolle. Die Schulen greifen hier unbegründet in den Erziehungsauftrag der Erziehungsberechtigten ein, was eigentlich nicht sein darf.

Dazu kommt noch, dass Schulen in Deutschland sehr eng mit der Polizei zusammenarbeiten. Auch in dem Sinne können sie das Leben eines Kindes zerstören.

Ich nenne ein Beispiel: Wir hatten einen Jungen in der Beratung, der aufgrund seiner Herkunft von seinem Klassenlehrer von Anfang an extrem rassistisch stereotypisiert und als Verdächtiger behandelt wurde. Dieser hat den Jungen öfter gefragt, welche Bombe er bauen würde und viele solche Witze gemacht. Die Eltern des Jungen waren aus ihrem Heimatland nach Deutschland geflüchtet und diese Anspielungen haben dem Jungen sehr viel Angst gemacht.

Als wir dann den Lehrer konfrontierten, antwortete dieser mit: „Gibt es in seinem Heimatland keine Witze? Verstehen die keinen Spaß? In Deutschland machen wir Witze, hier dürfen wir das auch.“

Am Ende stellte sich heraus, dass der Junge deswegen eine Akte bei der Polizei hatte, weil er angeblich Bomben bauen würde. Die Polizei ist sogar zu ihm nach Hause gegangen und hat die Wohnung durchsucht.

Genau das meine ich damit, wenn ich sage, die Schule ist unglaublich mächtig. Sie arbeitet systemisch. Und wir als Beratungsstellen können nicht viel mehr machen als mit den Eltern reden, sie zu Gesprächen begleiten. Lehrer*innen werden kaum für ihr Handeln in die Verantwortung gezogen, sie werden nicht sanktioniert. Hoffentlich haben wir mit dem LADG ein bisschen mehr Spielraum.

Auf das LADG [Berliner Landes-Antidiskriminierungsgesetz] können wir gleich nochmal tiefer eingehen. Sie reden oft von nicht-weißen Kindern, die diese systematische Diskriminierung erleben. Ist die Schule ein unsicherer Ort für Schwarze Kinder und Kinder of Colour?

Schwarze und Kinder of Colour sind täglichem Rassismus in der Schule ausgesetzt.

Eine Mutter hat in der Beratung erzählt, dass ihre Schwarze Tochter nach der Einschulung nach Hause kam und sagte: „Alle haben gesagt, ich habe ein schönes Kleid, aber hässliche Haare. Das Kleid passt nicht zu meinen hässlichen Haaren.“

Und so fängt der erste Tag an und es geht immer so weiter. Schwarze Kinder und Kinder of Colour müssen viel schlucken oder ignorieren. Wenn du rebellierst, dann bist du ein Problemkind und du wirst bestraft. Sowohl das Kind als auch die Eltern müssen sehr viel kämpfen. Manchmal denke ich, was für ein Glück, dass ich in diesem Land nicht zur Schule gegangen bin.

Können wir kurz auf die Realitäten von geflüchteten Kindern im Schulsystem eingehen? Gibt es da Ausgrenzungsmechanismen zu identifizieren?

Das Problem ist wie Lehrer*innen diese Schüler*innen wahrnehmen und wie die Struktur aufgebaut ist.

Wenn wir von Willkommensklassen reden, müssen wir überlegen, wer heißt da wen „Willkommen“? Da sitzen 20 Kinder aus verschiedenen Ländern in einem Container, deren Deutsch-Sprachniveau sehr unterschiedlich ist. Die Lehrer*innen sind nicht dafür ausgebildet und außerdem gibt es keinen Rahmenplan.

Für mich sieht das aus als würden die Kinder aufbewahrt werden, weil es in Deutschland die Schulpflicht gibt. Das Bildungssystem kann zwar nicht verweigern, diese Kinder einzuschulen, aber hat auch keine Lust, sich wirklich um sie zu kümmern. Schulen inves-

tieren so gut wie nichts in die Willkommensklassen. Es ist ein nicht durchdachtes und ein diskriminierendes Konzept.

Viele Kinder und Jugendliche mit unsicherem Aufenthaltsstatus oder einer ständigen Abschiebedrohung haben kaum eine Chance, sich für eine Zukunft ohne staatliche Hilfe ausreichend vorzubereiten. Es gibt den Begriff „Lost Generation“, der erklärt, dass der Weg der Kinder nach der Schule systematisch direkt in staatliche Abhängigkeit führen könnte.

Ein weiteres Problem ist die Wohnsituation in Gemeinschaftsunterkünften. Es gibt dort keine Lernatmosphäre und schulisches Lernen ist nicht möglich. Die häufige Präsenz der Polizei zum Zweck der Abholung der Bewohner*innen für Abschiebungen ist oft traumatisierend für die jungen Menschen. Zusätzlich werden die Jugendlichen regelmäßig von der Polizei anlassunabhängig kontrolliert und schikaniert. Das Leben mit der ständigen Angst und Unsicherheit macht sich im Unterricht bemerkbar.

Wie differenziert muss Bildung für Schwarze Kinder und Kinder of Colour sein?

Schwarze Kinder und Kinder of Colour können sich im Schulalltag nirgends wirklich wiederfinden. Weder im Kollegium noch in Schulbüchern. Mittlerweile gibt es wenigstens einige nicht-weiße Sozialarbeiter*innen. Die Kinder haben in der Schule wenige Vorbilder. Und sie treffen immer auf Lehrer*innen, die ihnen sagen, was sie nicht können und die ihre Defizite in den Vordergrund rücken.

Eine Schülerin war bei uns in der Beratung, weil ihr*e Lehrer*in sie ständig gefragt hat, woher sie so gut Mathe könne und wer ihr das beibringen würde. Als das Mädchen meinte, ihre Mutter würde sie in Mathe unterstützen, war die*der Lehrer*in sehr erstaunt, denn die Mutter könne ja kein Deutsch und trüge ein Kopftuch. Die Mutter war in ihrem Heimatland Mathelehrerin und lebte seit anderthalb Jahren mit ihrer Familie in Deutschland.

Das ist die Regel in der Schule: Deine Kultur, alles was zu dir gehört, wird abgewertet. Deine Eltern, deine Familie und deine Verwandten werden auch immer mitabgewertet.

Ein Schüler hat uns erzählt, dass er seine Lehrerin einmal aus Versehen geduzt hatte, sich aber direkt korrigierte. Seine Lehrerin sagte, das wäre in Ordnung, denn in seinem Kulturkreis wäre so etwas ja normal.

Und so passiert das *othering* in der Schule ständig. Diesen Schüler*innen wird gesagt, „du bist anders, du bleibst anders, du kannst nicht so sein wie wir.“ Dieses *wir* und *ihr* hören sie immer wieder.

Einige Schwarze deutsche Kinder haben keinen „anderen“ Kulturkreis, werden aber trotzdem in der Schule damit konfrontiert. Für die Lehrer*innen sind diese Kinder immer noch „ihr“ und gehören nicht zu dem „wir/uns“ aufgrund ihres Schwarzseins.

Am 4. Juni 2020 wurde das Landes-Antidiskriminierungsgesetz in Berlin verabschiedet. Es ist das Erste seiner Art in Deutschland. Sie haben vorhin schon kurz erwähnt, was es für Ihre Arbeit bedeutet. Was bedeutet es für die Antirassismusarbeit allgemein und wie kann das LADG institutionellem Rassismus an Schulen entgegenwirken?

Ich bin sehr froh über dieses Gesetz. Auch wenn es vielleicht nicht ganz so ist, wie wir es wollten. Ich bin in dem Netzwerk BeNedisk (Berliner Netzwerk gegen Diskriminierung in Schulen und Kitas) tätig. Dieses Netzwerk fordert eine unabhängige Beschwerdestelle für Schulen in Berlin.

Unter dem LADG gibt es jetzt eine*n Bürgerbeauftragte*n und eine*n Polizeibeauftragte*n. Die*der Bürgerbeauftragte legen auch einen besonderen Schwerpunkt auf die Schule. Wir wissen nicht, ob das so funktioniert, wie wir uns das wünschen, haben ja auch keine Erfahrung damit, aber es ist auf jeden Fall ein erster Schritt.

Ich bin etwas besorgt mit der Rolle einer*s Bürgerbeauftragten. Es erfordert eine Stelle, bei der sich Kinder und Jugendliche selbst beschweren können. Das ist alles noch nicht möglich unter der*dem Bürgerbeauftragten. Ich befürchte, dass diese Instanz dazu benutzt wird, eine unabhängige Beschwerdestelle zu verhindern. Deshalb bin ich ein bisschen skeptisch, aber ich lasse mich überraschen.

Gibt es sonst überhaupt Stellen, an die sich Schüler*innen wenden können?

Es gibt zum Beispiel Vertrauenslehrer*innen. Die Schüler*innen beschweren sich allerdings selten bei dem*der Vertrauenslehrer*in. Einerseits haben sie Angst um ihre Noten und andererseits ist ihnen diese Instanz oft völlig unbekannt.

Wir hatten einen Fall von einem Schüler, dem vor der gesamten Klasse vom Geschichtslehrer vorgeworfen wurde, den Beamer geklaut zu haben, weil er Pole wäre. Dieser ist dann zu dem Vertrauenslehrer gegangen. Der sagte, das wäre ein Witz gewesen wegen seines polnischen Nachnamens. Daraufhin ist der Schüler zum Schuldirektor gegangen. Der sagte ihm, er solle sich nicht ärgern, weil er doch eigentlich gar kein Pole sei.

So etwas würde bei einer schulunabhängigen Beschwerdestelle nicht passieren.

Diese Vertrauenslehrer*innen sitzen jeden Tag im Kollegium mit den anderen Lehrer*innen, sie sind Verbündete.

Sie machen Empowermentworkshops für Schwarze Kinder und Kinder of Colour. Warum ist das so wichtig?

Wir machen sehr viele Empowerment-Workshops für Schwarze Kinder und Kinder of Colour, darunter fallen auch geflüchtete Kinder und Jugendliche.

Wir haben ein Empowermentprojekt, das wir jetzt seit drei Jahren mit den gleichen Kindern durchführen.

Die Kinder teilen mit uns, miteinander ihre Geschichten, ihre Erfahrungen und entwickeln daraus gemeinsam Strategien.

Sie gehen so gestärkt aus den Workshops und wollen immer wieder zurückkommen. Dieses Gefühl, diese Stärke haben nicht wir [die Multiplikator*innen] ihnen gegeben, sondern die anderen Kinder. Sie haben voneinander gelernt, sich gegenseitig geschätzt und bekräftigt. Sie wissen jetzt, dass sie vieles nicht dulden müssen, dass vieles nicht richtig ist. Das ist wirklich ein so schönes und wichtiges Projekt.

Empowerment-Arbeit muss schon in der Kita anfangen. Dies gibt schon in frühkindlichem Alter den Kindern die Möglichkeit, Strategien gegen Rassismus zu entwickeln.

Rassismus können wir nicht abschaffen, aber was wir können ist betroffene Kinder zu stärken, ihnen zu zeigen, wie man protestiert, dass man protestieren kann und wie man letztendlich damit umgeht.

Das ist meine Hoffnung für diese Workshops, dass die Kinder zu sich stehen und sich selbst schätzen, ihre Hautfarbe, ihre Haare, alles an ihnen.

Wir können nicht alle Kinder direkt erreichen, aber vielleicht einige in Berlin, diese können dann als Multiplikator*innen fungieren und so entsteht ein Domino-Effekt.

In einem dieser Workshops ging es auch um die Polizei. Eine Gruppe von geflüchteten Jugendlichen hat erzählt, dass sie fast jeden Tag auf dem Weg zur Schule von denselben Beamt*innen kontrolliert werden. Das ist eine eindeutige Einschüchterungsmethode, die deutlich machen soll: „Ihr sollt weggehen, Ihr gehört hier nicht hin“. Das ist so absurd, dieselben Beamt*innen, dieselben Schüler*innen, an derselben Stelle.

Wir haben dann besprochen, wie man in solchen Situationen handelt. Natürlich sagen wir: bleibt ruhig. Aber wie kann man? Diese Jugendlichen wissen genau, warum sie kontrolliert werden. Sie erzählen uns, dass sie sich schämen, sie ärgern sich über ihre Eltern, dass sie sie hierher geschickt haben.

Und auch in diesem Fall hat die Schule übrigens nicht eingegriffen.

Wir versuchen mit jungen Menschen zusammen zu arbeiten, die eine ähnliche Geschichte haben und ähnliche Erfahrungen wie die Teilnehmenden gemacht haben und auch immer noch machen. Es ist wichtig, dass diese Kinder und Jugendlichen auch solche Vorbilder haben. Glaubhafte und starke Vorbilder, die sind wie sie selbst und sie ermutigen.

Inwiefern werden die Realitäten von queeren Schwarzen Kindern und queeren Kindern of Colour im Schulleben gespiegelt und bearbeitet?

Es ist eigentlich eine ganz einfache Antwort: Sie werden nicht gespiegelt.

In der Schule sind Homophobie und Transphobie ein großes Problem. Es gibt verschiedene Organisationen, zum Beispiel iPäd (Initiative intersektionelle Pädagogik), die dazu Workshops machen und auch tolle Lehrmaterialien erstellt haben.²⁵ Aber für viele Lehrer*innen ist es kaum ein Thema, im Unterricht wird das nicht besprochen. Diese Realität wird im Unterricht oder irgendwo anders in der Schule nicht berücksichtigt.

Realitäten von Schwarzen Kindern und Kindern of Colour sind im Schulleben grundsätzlich wenig repräsentiert. Wie auch bei muslimischen Kindern. Feste gehören zu deren Realität, aber die Schule berücksichtigt das nicht. Seit dem Integrations- und Partizipationsgesetz des Landes Berlin von 2010 bekommen muslimische Kinder an zwei Festen schulfrei. Die Schule findet aber trotzdem statt, das bedeutet für die fehlenden Kinder, dass sie Unterricht verpassen. Das ist Diskriminierung. Du wirst diskriminiert, weil du muslimisch bist, weil du nicht christlich bist.

Wir sehen dasselbe beim Fasten, wenn muslimische Jugendliche fasten, wird das kontinuierlich abgewertet.

Der Umgang mit Schülerinnen, die ein Kopftuch tragen, ist auch ein riesiges Problem an Schulen. Eine Abiturientin kam zu mir in die Beratung, die erzählte, dass sie dreimal die Schule wechseln musste, um ihr Abi machen zu können. Ihr Politikwissenschafts-Lehrer in der ersten Schule sagte ihr, dass seitdem sie Kopftuch tragen würden, würde sie schlechtere Noten bekommen. Es würde alles über ihren Kopf gehen und nicht mehr in den Kopf rein, wegen dem Kopftuch. Daraufhin wechselte sie die Schule. In der dritten Schule fragte man sie, warum sie überhaupt das Abitur machen wollte, sie würde doch sowieso heiraten und es dann nicht brauchen. Als ich die Schülerin fragte, wie sie sich fühlt, sagte sie, die dritte Schule sei nicht so schlimm, solche Kommentare kämen

²⁵ <http://www.i-paed-berlin.de/de/Aktuell/>.

vor, aber die Schule wäre die beste. Das war die beste Schule, das muss man sich mal vorstellen.

Es muss noch so viel passieren im deutschen Bildungssystem.

Wird antimuslimischer Rassismus in der Schule thematisiert?

Der Verein Inssan e.V. versucht einiges zu machen.²⁶ Aber all diese Arbeit ist nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Wie soll ein einziger Verein mit so wenig Mitteln so viele Schulen unterstützen? Veränderung muss von der Struktur kommen. Diese Arbeit fängt im Schulcurriculum an.

Was sind Strategien von Kindern und Jugendlichen und deren Eltern und Sorgeberechtigten, mit Rassismuserfahrungen in der Schule umzugehen?

Es gibt sehr unterschiedliche Strategien. Es hängt von dem Kind ab, was das Kind braucht. Strategien stimmen nicht immer damit überein, was wir als Erwachsene oder Eltern machen würden. Es gibt verschiedene Strategien, einige kämpferisch, manche anpassend. Ich finde es unglaublich, worauf Kinder selbst kommen, um sich zu beschützen.

Ein paar Beispiele:

Nehmen wir den Fall der Schwarzen Schülerin, die an ihrem ersten Schultag wegen ihrer Haare gemobbt wurde. Sie hat angefangen Hoodies anzuziehen, um ihre Haare zu verstecken. Ihre Mutter hat viel mit ihr darüber gesprochen, aber das Mädchen wollte das so. Sie sagte, sie will einfach ihre Ruhe haben. Letztendlich wusste die Schülerin, dass sie in den konkreten Situationen selbst schauen muss, wie sie sich schützen kann.

Ähnlich wie bei der Schülerin, die dreimal die Schule gewechselt hat. Ihre Strategie war es, erst zu reagieren, wenn sie nicht weiterkam. Bis dahin hat sie es ignoriert.

Ein Schüler names Ahmed hat uns erzählt, dass seine Klassenlehrerin ihn Achim nannte, da Ahmed ihr zu schwer sei. Daraufhin sagte Ahmed zu ihr, gut dann nenne ich sie Frau Susanne. Er hat sie ab dem Zeitpunkt immer so genannt. Er hat zwar nicht die Noten bekommen, die er verdient hat, aber das war ihm egal. Das war seine Strategie.

Von Rassismus betroffene Kinder brauchen verschiedene Dinge um überhaupt in die Schule zu gehen. Dass dies ihre Realität ist, verstehen sie ganz schnell.

²⁶ <https://www.inssan.de/>.

Vielleicht können Sie noch kurz darauf eingehen, was Sie Eltern und Sorgeberechtigten in solchen Fällen in der Beratung sagen? Oder was Sie besonders betonen?

Was ich Eltern immer sage: Sie müssen ihrem Kind glauben. Das ist ganz ganz wichtig. Viele Eltern sind erschüttert, weil sie ein sehr positives Bild von Lehrer*innen haben. Aber sie müssen ihren Kindern klarmachen, dass das was passiert nicht richtig ist und dass es weder die Schuld der Kinder noch die Schuld der Eltern ist. Es ist Rassismus oder es sind andere Formen der Diskriminierung. Es ist wirklich unglaublich wichtig, den Kindern das zu vermitteln.

Bei rassistischem Mobbing rate ich Eltern meistens den Schulwechsel. Das ist natürlich nicht richtig, diese Kinder sind Betroffene und nicht Täter*innen, aber ein Kampf darf nie auf Kosten der Kinder geführt werden.

Ich sage Eltern immer, dass sie ihren Kindern klar machen sollen, dass die Leistungen in dieser Atmosphäre nichts mit ihren Fähigkeiten oder ihrem Können zu tun haben. Der Verlust vom Selbstwertgefühl passiert in diesen Situationen ganz häufig und ganz schnell.

Diese Strategien und Ratschläge kennen Eltern schon, aber es ist immer gut diese nochmal von außen zu hören. Was ich den Eltern immer sage: Protestiert! Ihr habt das Recht und solltet euch das auch nehmen.

Vielen Dank für das Interview.